

November 2007

50. Schülerwettbewerb des Landtags von Baden-Württemberg

Eine Facharbeit zum Thema:

Was bedeutet Glück in unserer Gesellschaft?

von

Julian Rapp

*Reuchlin-Gymnasium
Schwarzwaldstraße 84
75173 Pforzheim*

Was bedeutet Glück in unserer Gesellschaft?

Inhalt

I. Einleitung

Jeder ist seines Glückes Schmied! – Ist jeder seines Glückes Schmied?

II. Das Glück des Einzelnen in der Gesellschaft

1. Die Macht der Gene
2. Money makes the world go round...
3. Soziale Kontakte
4. Integration der Person in die Gesellschaft

III. Eine glückliche Gesellschaft

1. Das Vertrauen der Menschen
2. Qualität der staatlichen Institutionen
3. Recht auf Arbeit?

IV Muss die Gesellschaft Grundlagen für das Glück der Menschen schaffen?!

1. Zwang zum Glück
2. Eine globale Sichtweise

V. Folgerungen

VI. Anhänge

I. Jeder ist seines Glückes Schmied! – Ist jeder seines Glückes Schmied?

Es gibt wohl wenige Begriffe, über die in der Geschichte der Philosophie mehr gedacht und geschrieben worden ist als über jenes kurze Wort, das von allen Menschen schlichtweg als höchstes erstrebenswertes Ziel ihres Lebens angesehen wird: GLÜCK.

„*The pursuit of happiness*“ (Das Streben nach Glück) war nicht nur für viele Europäer im 18. Jahrhundert ein Grund, ihrer alten Heimat den Rücken zu kehren und in einem zur Gänze unbekanntem Kontinent ein neues Leben zu beginnen, sondern ist auch heute ein wesentlicher „*Leitfaden*“, dem Menschen auf ihrem Lebensweg zu folgen versuchen. Jeder will glücklich sein. Doch gerade wir Europäer, die nahezu grenzenlose Möglichkeiten in Bezug auf Bildung, Wohlstand, Frieden und Sicherheit haben, sind es doch oftmals nicht.

Ist jeder Einzelne für sein persönliches Glück selbst verantwortlich oder trägt die Gesellschaft einen Teil dieser Verantwortung? Da das Erlangen von Glück von so elementarer Bedeutung für jedermann ist, muss sich dieses menschliche Bestreben auch als formende Kraft in der Gesellschaft zeigen. Sollte es dann nicht Aufgabe und Ziel des Staates sein, jedem Bürger genügend Freiraum für sein persönliches, individuelles, ganz privates Glück zu gewähren? Hat der Mensch ein „*Recht auf Glück*“ oder muss der Einzelne gar vor dem Glück des Kollektivs zurücktreten?! Und macht das Leben in einer demokratischen Gemeinschaft glücklich?

II. Das Glück des Einzelnen

Unter den unterschiedlichen Faktoren, die über das persönliche Glück eines Menschen entscheiden, können viele Dinge nur sehr gering oder gar nicht von der Gesellschaft beeinflusst werden. Soziale Kontakte wie Familie und Freunde, Wohlstand und Anerkennung bei den Mitmenschen entscheiden über unser Wohlbefinden und unterliegen dem Verhalten des Einzelnen. Über einen nicht geringen Teil entscheidet unsere genetische Veranlagung, ob wir zu Frohnaturen oder Pessimisten heranwachsen. Unterliegt unsere persönliche Zufriedenheit damit sogar dem Schicksal?

1. Die Macht der Gene

Forscher schätzen, dass die genetische Veranlagung etwa 50 % der Fähigkeit ausmacht, Glück und Zufriedenheit zu empfinden.¹ Neurowissenschaftler haben das *Area A10* im Frontalhirn als Zentrum des menschlichen Glücksempfindens

ausmachen können. Menschen, deren linke, vordere Gehirnhälfte aktiver ist als die rechte, sind im Durchschnitt glücklicher, oder besser gesagt: sie können negative Erfahrungen (wie etwa Neid) besser verarbeiten.ⁱⁱ

Der amerikanische Psychologe Daniel Lykken geht noch einen Schritt weiter: er fand durch Untersuchungen an Zwillingen heraus, dass die Fähigkeit zum positiven Denken schon in der Evolution eine enorme Rolle gespielt hat: „*Positivdenker*“ können sich meist besser in die Gruppe integrieren und diese allgemein stärken; sie wurden daher von ihren miesepetrigen Artgenossen „*herausselektiert*“.ⁱⁱⁱ

Lykken geht davon aus, dass jeder Mensch ein „*durchschnittliches Glückslevel*“^{iv} hat, auf das sich unsere persönliche Zufriedenheit nach positiven und negativen Erfahrungen wieder einpendelt.

2. Money makes the world go round....

Reichtum war und ist auch heute noch der scheinbar zuverlässigste Messwert für das Glück eines Menschen. Lange Zeit galt in der Ökonomie das Credo, dass die Zufriedenheit der Menschen zwangsläufig mit wachsendem Wohlstand zunehmen müsse. Es ist nicht abzustreiten, dass Geld einen großen Teil unserer Lebenszufriedenheit ausmacht: sehr wenige wollen sich mit einem Leben als Diogenes in der Tonne zufrieden geben, dessen einziger Wunsch darin bestand, sich ungestört sonnen zu können.

Je höher das Einkommen, desto glücklicher also? Und je teurer das Produkt, desto zufriedener der Kunde?

Der Ökonom Richard Easterlin untersuchte den Zusammenhang zwischen steigendem Wohlstand und Lebensglück. Liegt das Jahreseinkommen der Menschen – gerade in Entwicklungsländern - unter 10000 \$ (7000 €), so ist mit steigendem Einkommen auch ein zufriedeneres Lebensgefühl zu beobachten. Oberhalb dieser Grenze ändert das Einkommen kaum noch etwas am Glück der Menschen.^v

Offenbar wird der Wert des Geldes oft überschätzt. Dies liegt zum einen daran, dass der Mensch sich schnell an seinen neuen Lebensstandard gewöhnt hat; zum anderen daran, dass jede Errungenschaft die Gier nach einer weiteren, noch teureren hervorruft und dieser Wunsch nicht gestillt werden kann. Über ein gleich bleibend hohes Gehalt herrscht anfangs noch Freude, doch bald schenkt man diesem keine Beachtung mehr. Stillstand im Wohlstand wird von vielen Menschen als sozialer Rückschritt empfunden.

Auch misst der Mensch seinen Wohlstand an seiner Umgebung: Das neue Auto ist nur so lange schön, so lange der Nachbar nicht ein noch schöneres hat. Diese Art von „Sozialneid“ kann nur unglücklich machen. Materielles Glück erwächst – man muss schon fast leider sagen – aus einem Glücksgefälle zwischen den Menschen. Fast jeder ist schon dem Glauben unterlegen, dass Menschen, die plötzlich reich geworden sind – durch den großen Lotto-Gewinn eines Samstags abends etwa - zu den glücklichsten auf der Erde gehören müssen, auch wenn sich gezeigt hat, dass häufig Gegenteiliges der Fall ist^{vi}.

Geld wird für viele zum Ersatz für soziale Bindungen und Kontakte – in der Not zeigt sich aber, wie wenig Erfüllung Geld geben kann. Ginge es uns da nicht in einer Gesellschaft besser, die weniger auf Materielles, dafür mehr auf innere Werte achten würde?! Wir tun weder unseren Mitmenschen noch uns selbst einen Gefallen, wenn wir einzig allein den Konsum als Schlüssel zum Lebensglück ansehen.

3. Soziale Kontakte

Soziale Bindungen sind enorm wichtig für das persönliche Glück. Familie und Freunde werden vor allem dann gebraucht, wenn wir an persönlichen Krisen zu scheitern drohen. Leider unterschätzt der Mensch viel zu oft den Wert von sozialen Kontakten (was auch die Scheidungsrate in Deutschland zeigt: jede zweite Ehe wird geschieden^{vii}). Im Gegensatz zu materiellen Gütern müssen Beziehungen im Familien- und Freundeskreis gepflegt werden; auch können familiäre Krisen oder Streit unter Freunden viel Energie rauben.

Doch die Menschen erhalten dadurch ein Geschenk, das durch kein Geld der Welt bezahlt werden kann: Liebe und Freundschaft. Das Wunderbarste dabei ist, dass man sich nicht nur selbst glücklich macht, sondern auch sein Gegenüber.

„Glück ist das einzige das sich verdoppelt, wenn man es teilt.“^{viii}

Sollte es deshalb nicht Aufgabe eines Staates sein, den Wert der Familie zu stärken? Eine Familie zu gründen, darf keineswegs – gerade in Bezug auf Kinder - heißen, Nachteile in Beruf und Gesellschaft hinnehmen zu müssen!

4. Integration der Person in die Gesellschaft

Der Mensch ist ein „*Zoon politicon*“ und strebt folglich nach Anerkennung in der Gruppe. Bei Familie und Freunden möchte man ernst genommen werden, aber vor allem auch am Arbeitsplatz und im öffentlichen Leben.

Der Wert von Freiwilligenarbeit und karitativem Engagement hat in der westlichen individualistischen Gesellschaft einen eher geringen Stellenwert. Ehrenamtliche

Tätigkeiten, Spenden oder nur die Möglichkeit, eigene Erfahrungen weitergeben zu können, machen die Menschen glücklich. Das Gefühl, gebraucht zu werden oder einen festen Platz im politischen und gesellschaftlichen Leben zu haben, gibt dem eigenen Leben einen Sinn.

Ein ausgewogenes Verhältnis dieser Faktoren – Wohlstand bzw. berufliche Verwirklichung und eine Einbettung in ein intaktes, familiäres, soziales Umfeld und natürlich noch vieler weiterer Aspekte - schafft persönliche Zufriedenheit. Der Mensch ist ein personales und soziales Wesen; er muss sich selbst verwirklichen, sich aber gleichzeitig auch in sein soziales Umfeld einbinden. Die Balance zwischen beiden Bereichen erhöht das persönliche Glücksempfinden (s. Anhang).

Doch viele Menschen haben den Blick für das Glück verloren: dem Wunsch und Streben nach Anerkennung kann scheinbar nur durch das westliche Konsumdenken nachgeholfen werden. Der *homo sapiens* hat das zwanghafte Bedürfnis, sein Glück in der Welt zu präsentieren – und gerade deshalb läuft er oftmals daran vorbei. Der Urlaub wird nicht mehr daran gemessen, ob er schön war, sondern wie weit man dafür fliegen musste. Meist zeigt sich erst in Momenten persönlicher Verluste, wie wenig uns Statussymbole geben können und wie sehr wir Freunde brauchen. Wenn mehr Menschen sich diese Tatsache vergegenwärtigen würden, könnten wir gemeinsam eine Gesellschaft bilden, die weniger nur auf Geld achtet, sich dafür wieder mehr sozialer und kultureller Werte als Grundlage bedient und damit jedem Menschen den Weg in die Gemeinschaft öffnet.

III. Eine glückliche Gesellschaft

Wie sich gezeigt hat, hängen viele Faktoren über die Lebenszufriedenheit von den Fähigkeiten, Möglichkeiten und Veranlagungen des Einzelnen ab. Kann die Gesellschaft bzw. der Staat das Glück seiner Bewohner dann beeinflussen? Das Folgende zeigt, dass der Staat wohl Einfluss auf die Lebenszufriedenheit der Menschen nehmen kann - und dies auf sehr unterschiedliche Weise.

„Was wir dringend benötigen, ist eine Vorstellung von einer guten Gesellschaft und vom richtigen Handeln. Ich kann mir kein besseres Ziel vorstellen, als das größtmögliche Glück für alle und jeden Einzelnen.“ (Richard Layard, Ökonom)^{ix}

1. Das Vertrauen der Menschen

Eine funktionierende demokratische Gesellschaft benötigt eine Basis des gegenseitigen Vertrauens. Dies wird durch die Durchdringung der Bevölkerung mit

rechtsstaatlichem, aber auch im religiös-ethischen Bereich verantwortungsbewusstem Gedankengut erreicht. Es ist daher Aufgabe des Staates, den Einzelnen zu tolerantem und verantwortlichem Handeln zu bewegen und dies sowohl im Bildungswesen, aber auch in den Medien zu vermitteln.

Als Beispiel hierfür möchte ich das Schulgesetz des Landes Baden-Württemberg zitieren:

§1,2: Über die Vermittlung von Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten hinaus ist die Schule insbesondere gehalten, die Schüler in Verantwortung vor Gott, im Geiste christlicher Nächstenliebe, zur Menschlichkeit und Friedensliebe, in der Liebe zu Volk und Heimat, zur Achtung der Würde und der Überzeugung anderer, zu Leistungswillen und Eigenverantwortung sowie zu sozialer Bewährung zu erziehen und in der Entfaltung ihrer Persönlichkeit und der Begabung zu fördern und zur Anerkennung der Wert- und Ordnungsvorstellungen der freiheitlich-demokratischen Grundordnung zu erziehen. [...]^{*}

Aufgrund des Verlusts von Vertrauen zwischen den Menschen ist die westliche Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten zunehmend anonym geworden. Die französische Autorin Mariella Righini warnt sogar vor einer „*generation cocon*“^{xi}, in der sich der Einzelne zunehmend von seinem Mitmenschen abkapselt und so ein Teil des Vertrauens und gegenseitigen Respekts verloren gegangen ist:

Auf die Frage „*Würden sie sagen, dass man den meisten Menschen vertrauen kann oder dass man in der Begegnung mit Menschen gar nicht vorsichtig genug sein kann?*“, antworteten 1959 noch 56 % der Briten, dass man den Menschen vertrauen könne. 1998 waren es nur noch 30 %.^{xii}

Am Beispiel der in Deutschland lebenden Türken ist dies besonders gut ersichtlich: nach einer im Jahre 2004 durchgeführten Studie fühlen sich diese (6,3 Punkte auf einer Skala von 1 bis 10) wesentlich unglücklicher als die Deutschen (6,8)^{xiii}, weil sie sich zum einen schwer in ihr soziales Umfeld integrieren können, dieses aber leider zu keiner verständnisvollen und toleranten Position fähig ist.

Auch der Grad der (gefühlten) individuellen Freiheit für die Menschen ist ein Maßstab für eine funktionierende Gesellschaft. Je mehr die Gesellschaft von rechtsstaatlichem und demokratischem Gedankengut gegenseitigen Vertrauens durchdrungen ist, desto weniger muss der Staat die persönlichen Rechte und Freiheiten des Individuums einschränken. Eine Gesellschaft, die gänzlich ohne staatliche Kontrolle und Überwachung auskommt, ist freilich eine Utopie. Doch der Staat sollte dem Einzelnen so viel persönlichen Freiraum wie möglich zur Persönlichkeitsentfaltung

geben, muss aber andererseits darauf achten, dass die Grenzen der Rechtsstaatlichkeit eingehalten werden und keine Persönlichkeitsrechte anderer Menschen verletzt werden (vgl. GG Art.2). Denn die eigenen Rechte hören dort auf, wo die Rechte des Nächsten beginnen - dies sollte die Maxime einer jeden demokratischen Regierung und menschlichen Handelns sein.

2. Qualität der staatlichen Institutionen

Vertrauen ist nicht nur Grundlage für soziale Verhältnisse jeder Art, es muss auch Grundlage für das Verhältnis zwischen Bürger und Staat sein. Es ist daher Aufgabe des Staates, den Einzelnen im Vertrauen auf die Rechtsstaatlichkeit einer demokratischen Regierung zu bestärken. Haben die Bürger den Eindruck, dass sie mit ihrem Handeln etwas im Staat bewirken bzw. vorantreiben können, so steigt auch die Zufriedenheit mit der Regierung. Je mehr sich der Staat um die Belange des Einzelnen kümmert, desto einfacher ist es für diesen, sich in die Gesellschaft zu integrieren.

Der Schweizer Ökonom Bruno S. Frey folgert daraus: *Je entwickelter die Instrumente der Direkten Demokratie sind, desto glücklicher sind die Menschen.*^{xiv}

Dies ist auch ein Grund, warum die Schweizer im weltweiten Vergleich ein sehr hohes Niveau an Lebenszufriedenheit haben (8,1 von 10 Punkten^{xv}, s. Anhang). Die direkte Demokratie ermöglicht jedem die aktive politische Mitbestimmung und Teilhabe an der gesellschaftlichen und politischen Gestaltung. Auch fällt es den Bürgern leichter, politische Entscheidungen zu akzeptieren, wenn sie aktiv an der Entscheidung (etwa durch ein Volksreferendum) teilnehmen konnten. Fraglich ist, ob die Schweizer Form einer „Direkten Demokratie“ in Deutschland mit seinen über 80 Millionen Einwohnern umsetzbar ist; die Erkenntnis darüber sollte jedoch Anlass zur Diskussion sein.

Ein durchlässiges Sozialsystem entspricht dem menschlichen Wunsch nach Individualität, Selbstbestimmung und persönlicher Freiheit. Je offener eine Gesellschaft ist, desto geringer wird die Gefahr eines sozialen Ungleichgewichtes. Ein funktionierendes Gesundheitswesen etwa bietet dem Bürger Sicherheit und sozialen Rückhalt. Die Warnung vor einer Zwei-Klassen-Gesellschaft im deutschen Gesundheitswesen wirkt daher auf mehrfache Weise beunruhigend: zum einen widerspricht dieser Fall der Gleichheit aller nach dem Grundgesetz, andererseits besteht die Gefahr, dass sich Menschen, die sich ungerecht behandelt fühlen, vom politischen Geschehen abwenden. Eine Basis der Demokratie muss daher die

absolute Gleichbehandlung in Politik, Justiz und im Sozialsystem sein, um jedem die Möglichkeit zu geben, so zu leben, wie er es möchte.

Amerikaner setzen daher mehr Vertrauen in ihr Gesellschaftssystem als Deutsche, da sie an das Versprechen des „*American Dream*“ glauben, jeder könne es in der Gesellschaft nach oben schaffen, wenn er nur hart genug dafür arbeitet („*From dishwasher to millionaire*“).

Vielen jungen Deutschen – gerade aus sozial schwachen Familien - fehlen Visionen und damit auch der Glaube an eine eigene Perspektive für die Zukunft. Der Staat muss Voraussetzungen dafür schaffen, dass jeder Mensch seine Fähigkeiten nutzen kann, um ein selbstständiges, eigenverantwortliches Leben zu führen und somit auch am politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Sozial benachteiligte Menschen benötigen eine gezielte Förderung im Rahmen *einer ganzheitlichen Politik im Zusammenspiel von materieller Grundsicherung, soziokultureller Infrastruktur und soziopädagogischer Förderung*.^{xvi}

Dadurch eventuell anfallende, finanzielle Mehrbelastungen für die Gesellschaft sind lediglich eine Investition in die Zukunft, da die Geförderten nicht zu Sozialhilfeempfängern werden, sondern sich durch ihre Arbeitskraft in die Gesellschaft einbringen können.

Auch die Frage, inwiefern der Staat für die Wahrung sozialer Werte, wie etwa dem der Familie oder der Religion, sorgt, ist maßgeblich für die Lebenszufriedenheit der Bevölkerung eines Landes. Menschen, die in einem familiären Umfeld leben, finden dort in Krisenzeiten Rückhalt. Auch führt das Leben in einer Familie zu einer aktiven Integration in das soziale Umfeld durch eine Vielzahl daraus erwachsender sozialer Kontakte. Eine aktiv betriebene Familienpolitik – wie dies etwa in Frankreich praktiziert wird – sollte nicht zuletzt Männern und Frauen ermöglichen eine Familie zu gründen und dabei einen Beruf auszuüben (bekannt als *Work-Life-Balance* s.Anhang).

3. Recht auf Arbeit?

Arbeit bedeutet nicht nur die Sicherung des Lebensunterhalts, sondern schafft auch Selbst(wert)schätzung und soziale Anerkennung. Arbeitslosigkeit raubt vielen Menschen das Selbstwertgefühl; dies führt wiederum zu Antriebslosigkeit, Isolation und zum Verlust sozialer Kontakte. Laut Gert Wagner von Deutschen Wirtschaftsforschungsinstitut fühlen sich qualifizierte Arbeitskräfte mit einer schlecht

bezahlten oder befristeten Arbeit trotzdem wesentlich besser als ihre arbeitslosen Kollegen.^{xvii}

Daraus ist zu folgern, dass es Pflicht der Demokratie ist, allen Menschen *ein Recht auf Arbeit* oder zumindest auf eine Ausbildung zu gewähren. Möglich ist das Erste leider nicht. Doch das Bildungswesen hat dabei zweifelsfrei einen Auftrag zu erfüllen: wie die PISA-Studie bemängelte, hängt der Bildungsabschluss in Deutschland stark mit der sozialen Herkunft zusammen.^{xviii} Eine Demokratie im Sinne von sozialer Gerechtigkeit muss durch gezielte Förderung des Einzelnen, insbesondere an sozialen Brennpunkten, für Chancengleichheit sorgen.

IV. Muss die Gesellschaft Grundlagen für das Glück der Menschen schaffen?!

1. Zwang zum Glück

Ist es also nun Aufgabe des Staates, den Menschen zu verbieten, zu viele Luxusgüter zu kaufen? Brauchen wir gar – wie von dem britischen Ökonomen Richard Layard gefordert - eine Luxussteuer^{xix}, die uns vor der Sackgasse des Reichtums schützt, da der Mensch doch oftmals an der Erfüllung seines eigenen Glückes vorbeizieht und sein Heil nur im Materiellen sucht? Sollte der Staat zu verhindern suchen, dass das Einzelne zu reich wird? Sollte es gar Glück als Schulfach geben, wie dies in Pilotprojekten schon angedacht ist (s. Anhang)? Der Philosoph Sir Karl Popper warnt vor politischen Ideologien dieser Art. Gerade der Kommunismus, dessen scheinbares Bestreben es doch immer gewesen ist, materielle Güter gerecht zu verteilen und so ein zu großes Gefälle des Wohlstands zu verhindern, endet doch als totalitäre Regierungsform immer mit der Unterdrückung und Verfolgung derer, die sich dem Staat widersetzen. Popper erklärt den Wunsch, Menschen glücklich zu machen, zum „*gefährlichsten aller politischen Ideale*“.^{xx}

Vielmehr hat der Homo sapiens ein angeborenes, evolutionär bedingtes Streben, Reichtum und Anerkennung zu erlangen. Ob er dadurch zufriedener wird, ist fraglich, aber es verhält sich so. Der Staat sollte diesen Wunsch, dieses natürliche, menschliche Bestreben nicht zu unterbinden versuchen, muss aber als demokratische Institution staatliche Kontrolle ausüben.

Nach Ansicht vieler Historiker ist dieses Streben einer der wichtigsten Faktoren für gesellschaftliche Veränderungen.^{xxi} Als Beispiel: In der französischen Revolutionsverfassung von 1793 wird dem Volk „*le bonheur commun*“ (das

gemeinsame Glück) zugesichert, das zu Zeiten des Absolutismus offenbar nicht gewährt wurde.

Daher ist es nicht verwunderlich, dass sich viele Völker dieser Welt um eine demokratische Regierungsform bemühen. Es gibt keinen wie von Platon geforderten *idealen Staat*, doch das „*Prinzip Demokratie*“ hat sich scheinbar bewährt. Sie bildet die beste Grundlage, da sie Freiraum für den Einzelnen schafft und dennoch die Gesellschaft als Kollektiv schützt.

Dies ist mitunter nicht immer einfach: eine politische Entscheidung unterliegt dem Dualismus, das Glück der Gesellschaft (kollektives Glück) oder das Glück Einzelner zu stärken. Ich denke, zwischen beiden Extremen sollte ein goldener Mittelweg gefunden werden: politische Entscheidungen unterliegen einem dialektischen Abwägen des optimalen Handelns - doch dies ist meist eine Gradwanderung: Muss die türkische Gemeinde in Köln auf ihre Moschee verzichten, weil sich ein großer Teil der deutschen Bevölkerung daran stört? Muss hier auf den Wunsch einer Minderheit eingegangen werden, auch wenn ein großer Teil der Gesellschaft dagegen ist?! Und dürfen einige wenige immer reicher werden, obwohl in einigen Gesellschaftsschichten Armut herrscht?

Ich denke, dieses Übel ist wesentlich geringer als die Gefahr eines kommunistischen Staates durch „*Diktatoren des Glücks*“.^{xxii}

2. Eine globale Sichtweise

Auch die westlichen Regierungen sind mit einem Makel behaftet: wir finanzieren unseren hohen Lebensstil auf Kosten anderer Länder. Öl aus Saudi-Arabien, Textilien aus China, Diamanten aus Afrika – unser Lebensstandard hängt längst am Tropf totalitärer Regime in Entwicklungs- und Schwellenländern. Einerseits sind viele Menschen der Diskussion über die heutigen globalen Zusammenhänge längst überdrüssig geworden. Andererseits gibt es jede Menge Versuche (Greenpeace, Attac), etwas daran zu ändern; doch ändert sich wirklich etwas? Kolonialisierung und die technischen Entwicklungen der Industrialisierung haben uns Europäer vor das Problem gestellt, dass wir unser materielles Glück auch auf Kosten der Dritten Welt ausleben.

Ich glaube, die westlichen Regierungen können sich der Verantwortung einer politischen und wirtschaftlichen Kursänderung nicht entziehen. Es reicht nicht mehr zu sagen, dass unser Lebensstandard so sei, wie er nun mal ist und dass es immer Arme und Reiche auf dieser Welt geben werde. Jede Mensch und somit jede

Gesellschaft kann sich ändern. Nur: Irgendwer muss anfangen, doch wer will das schon?! Es besteht die Angst; als „der Dumme“ in einer Welt der materiellen Verteilungskriege dazustehen. Keiner Regierung fällt es leicht, seinen Etat durch milliardenschwere Investitionen in erneuerbare Technologien zu belasten, solange der Rest der Welt munter sämtliches Öl der Erde verfeuert. Der erste Schritt ist immer der schwerste. Die Hoffnung besteht in der Nachahmung: gäbe es einen Vorreiter, der beweisen könnte, dass ein Volk auch mit Elektro-Autos überleben würde, wäre dieser getan.

Die Folgerung hieraus lautet auch nicht, unseren Lebensstandard an den eines Dritte-Welt-Landes anzugleichen (denn so sozial veranlagt ist der Mensch nun auch nicht.). Aber indem wir uns klar werden, dass ein großer Teil unseres materiellen Lebensglücks auf Kosten der Armen und der Natur finanziert wird, könnten wir ein Stück weit mehr Verständnis für diejenigen entwickeln, denen es schlechter geht, und besser einschätzen, was wir haben und andere nicht.

Diese Einsicht könnte den Menschen ein Glückgefühl vermitteln, das weniger durch €, \$ und Co. geprägt ist und uns zeigt, wie irrelevant die Zweitvilla, der dritte Sportwagen oder die vierte Rolex für unser persönliches Glück ist. Auch gäbe sie der Gesellschaft die Erkenntnis, wie viel Zufriedenheit uns Erfahrungen wie Achtung, Respekt, Verantwortung oder das Gefühl von Heimat geben – obwohl, oder gerade weil sie nichts kosten.

V. Folgerungen

Wie sieht nun eine ideale „glückliche“ Gesellschaft aus?

Ich glaube, es sollte einerseits staatliches Bestreben sein, dem einzelnen Menschen einen größtmöglichen Raum für die persönliche Lebensgestaltung und -zufriedenheit zu schaffen. Andererseits sollte dieses Bestreben stets auch der ganzen Gesellschaft zu Gute kommen und darf nicht auf Kosten Einzelner gewonnen werden. Dies entspricht der Ausrichtung des Menschen als personales und soziales Wesen.

Die Demokratie als Staatsform gewährt dem Einzelnen im Rahmen der Rechtsstaatlichkeit den größten Freiraum zur Entfaltung der Persönlichkeit und garantiert durch staatliche Kontrolle Persönlichkeitsrechte für jeden. Keine Regierung darf die Gesellschaft als „*Diktator des Glücks*“^{xxiii} indoktrinieren; denn damit wird den Menschen der Weg zur Selbstbestimmung versperrt.

Letzten Endes schafft die Gesellschaft nur die Rahmenbedingungen – das persönliche Glück muss jeder für sich selbst finden können.

Demokratie im Sinne sozialer Gerechtigkeit muss Chancengleichheit und damit ein offenes und durchlässiges Sozialsystem bieten. Somit muss die Gesellschaft als Garant für soziale, kulturelle und religiöse Werte eintreten.

In einer demokratischen Gemeinschaft sollte Glück immer auch Verantwortung in sich bergen. Solidarität mit den Schwachen in der Gesellschaft – mit jenen, denen es nicht so gut geht wie uns – sollte Antrieb zu sozialem und politischem Engagement sein. Denn wer anderen etwas von seinem Lebensglück zukommen lässt, gibt dem eigenen Leben einen Sinn und erhält von dem, was er gegeben hat, genauso viel zurück – und sei es „nur“ ein Lächeln als Dank.

„You get, what you give.“

Eine Gesellschaft, in der Vertrauen, Respekt und Sicherheit herrschen, kann nur durch den Beitrag ALLER Menschen geschaffen werden. Letzten Endes formen glückliche Menschen eine glückliche Gesellschaft für alle und für jeden.

Was gibt es Schöneres?

6.1 Artikel „*Glück*“ *steht auf dem Stundenplan*
Erschienen am 11.09.2007 in der Stuttgarter Zeitung.

Neues Schulfach

„Glück“ steht auf dem Stundenplan

Heidelberger Wirtschaftsgymnasium unterrichtet Fach "Glück" als erste deutsche Schule

Heidelberg - Max sitzt zwei Mitschülern gegenüber und zeigt ihnen eine Postkarte, die er sich ausgesucht hat. Auf dem Bild: Eine Tasse Cappuccino und ein Glas Latte Macchiato auf einem erdfarbenen Holztisch. "Du magst Pausen", schlägt sein Gegenüber vor. "Und es darf auch mal etwas mehr sein." Wegen der zwei Tassen.

Der Sinn der Übung: Ein Austausch. Max erfährt ein Stück weit, wie er von anderen gesehen wird, im Gegenzug lernen seine Mitschüler, sich in jemand anderen hineinzusetzen. Die Botschaft: Die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel ist für erfolgreiche Teamarbeit unverzichtbar.

So sehen die ersten Gehversuche in einem völlig neuen Unterrichtsfach aus: An der Heidelberger Willy-Hellpach-Schule wird seit Montag das Fach "Glück" unterrichtet. Glück und Schule - im ersten Moment nicht die beiden Begriffe, die ein Schüler automatisch miteinander verbindet. "Und genau das ist das Problem", sagt Oberstudiendirektor Ernst Fritz-Schubert. Er hat das Fach erfunden und zusammen mit einer Arbeitsgruppe ein Unterrichtskonzept entworfen, mit dem er versuchen will, den Schülern wieder Bildung im ursprünglichen Sinn zu vermitteln. Er hat das Kultusministerium Baden-Württemberg überzeugt, das aber lieber konservativ von "Lebenskompetenz" spricht, statt von "Glück". Das Fach wird sowohl an der zweijährigen Berufsfachschule als auch am Wirtschaftsgymnasium angeboten.

Das Interesse ist groß. Mehr als 50 Schüler haben sich bereits angemeldet. Für die Gymnasiasten ist "Glück", falls gewünscht, sogar abiturrelevant: Es gilt als Seminarkurs und kann damit ein Prüfungsfach ersetzen. Im Kern geht es darum, Schülern ein Bewusstsein von sich, ihrer Umwelt und der Gemeinschaft zu geben, in der sie leben. Auch körperliches Wohlbefinden und soziale Kompetenzen sollen vermittelt werden, und den Schülern die Freude am Lernen zurückgeben. Es geht um Persönlichkeitsbildung.

Gemeinsam mit Fritz-Schubert haben unter anderen der Ex-Hockey-Bundestrainer und Sportdirektor des Fußballzweitligisten TSG 1899 Hoffenheim, Bernhard Peters, und der Leiter des Instituts für Alltags- und Bewegungskultur an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, Professor Dr. Wolfgang Knörzer, am Konzept mitgearbeitet. Fritz-Schubert hat "Glück" schon im Jugendförderzentrum der Hoffenheimer unterrichtet, bei der U 15. Er hatte versucht die positiven Emotionen bei den jungen Fußball-Talenten zu verstärken. Bei einer Übung saßen zwei Partner Rücken an Rücken. Der eine nannte eine schlechte Eigenschaft an sich selbst, der andere sollte sie positiv umformulieren. Zum Beispiel: "Ich bin faul." - "Du denkst an dich." Oder: "Ich trainiere nicht den linken Fuß" - "Du hast einen starken rechten."

Fritz-Schubert erinnert sich gerne daran: "Die Jungs hatten einen Heidenspaß - und sie haben

ziemlich schnell verstanden, dass es oft nur die Sichtweise ist, die eine Situation positiv oder negativ erscheinen lässt." Peters sagt: "Es war eine klasse Erfahrung. Es unterstützt junge Menschen bei der Identitätsfindung. Sie lernen, ihre Persönlichkeit zu reflektieren. Das hilft später auch auf dem Platz".

Was für den Platz gilt, das gilt auch fürs Leben. Dem Fach liegt der Gedanke zugrunde, dass Bildung mehr sein muss, als berufliche Qualifikation, mehr als Pauken und mehr als reiner Leistungsdruck. Der Ansatz ist im Grunde nicht neu. Hartmut von Hentig, einer der einflussreichsten Pädagogen Deutschlands, schreibt in dem Vorwort zum aktuellen Bildungsplan (2004) in Baden-Württemberg: "Jeden Bildungsplan wird man künftig daran messen, ob er geeignet ist, die Zuversicht junger Menschen, ihr Selbstbewusstsein und ihre Verständigungsbereitschaft zu erhöhen."

Auf die Frage, was Bildung ist, antwortet von Hentig: "Alles." Und genau darum geht es dem Heidelberger Rektor. "Es ist unser Ziel, starke, zuversichtliche Persönlichkeiten zu formen. Dazu gehört die Fähigkeit, sich zu freuen, zu reflektieren und sich wohlzufühlen, körperlich wie seelisch." Die Botschaft: Glück ist erlernbar. Mentale Stärke und seelische Ausgeglichenheit sind Themen des Unterrichts im Glücklichein. Aber es geht noch um mehr: "Die Schüler sollen erleben, dass sich die körperliche Gesundheit, etwa durch Sport und gute Ernährung, nicht von der seelischen trennen lässt", erklärt PH-Professor Knörzer. Entsprechend weit greift der Lehrplan in die Abenteuer des Alltags hinein. Es geht um Sinnfindung, um Gesellschaft, Gemeinschaft und Umwelt, um Esskultur, Erfahrung der Leistungsgrenzen, Gruppenerlebnisse, Körpersprache.

Die Vermittlung der Inhalte erfolgt nicht durch traditionellen Unterricht, sondern durch das Prinzip Eigenerfahrung, zum Beispiel bei praktischer Theaterarbeit, Pantomime, Betriebsbesichtigungen, durch Konzentrations- und Bewegungsübungen oder das Entdecken von Wundern am Wegesrand. Die Vielfalt des Themas erfordert auch externes Know-How. In Heidelberg werden gemeinsam mit Lehrern deshalb auch Schauspieler, Systemtherapeuten und Motivationstrainer bestimmte Unterrichtseinheiten mitgestalten.

Allerdings: Bei allem Brechen mit herkömmlichen Konventionen - ohne Noten geht es auch in "Glück" nicht. Damit haben die Schüler aber keine Probleme. Einer sagt: "Ich habe das Fach doch gewählt, weil es mich interessiert. Glauben Sie, ich will eine fünf in 'Glück'?"

Quelle:

Stuttgarter Zeitung vom 11.09.2007

aus: <http://www.stuttgarter-zeitung.de/stz/page/detail.php/1513097> (am 23.09.2007)

6.3 Bertold Brecht äußert sich zum Thema *Was braucht der Mensch um glücklich zu werden?*:

Die Zettel des Brauchens

Viele kenne ich,
die laufen herum mit einem Zettel
Auf dem steht, was sie brauchen
Der den Zettel zu sehen bekommt,
sagt: das ist viel.
Aber der ihn geschrieben hat,
sagt: das ist das wenigste.
Mancher aber zeigt stolz seinen Zettel
Auf dem steht wenig.

Brecht

Quelle:

Brecht: Gedichte in einem Band, S 748, Suhrkamp, November 2003

6.2 „*Glück ist keine Glückssache*“, erschienen in 3sat.online:

Glück ist keine Glückssache

Geld allein ist kein Garant für ein zufriedenes Leben

Was ist Glück? Reiche Menschen sind glücklicher als arme, doch wer immer reicher wird, wird dadurch nicht glücklicher: Wohlstand macht die Menschen nicht glücklich. Zu diesem Ergebnis kommt der Ökonom und Glücksforscher Lord Richard Layard in seinem Buch "Die glückliche Gesellschaft". Layard will die Annahme widerlegen, dass steigender Wohlstand zufrieden macht.

Wie wird man glücklich? Ökonomen nahmen bisher das Bruttosozialprodukt als Maßstab für Glück. Doch die Menschen sind nicht glücklicher geworden - und das, obwohl sich das durchschnittliche Einkommen in den letzten 50 Jahren vervielfacht hat. Die Zufriedenheit der Bevölkerung wächst also nicht mit der Wirtschaft. In den reichen Industrienationen ist man zwar auf den ersten Blick glücklicher als in der Dritten Welt - aber mit zunehmendem Wohlstand steigen auch Depression und Kriminalität, stellt Layard fest. Auch die Selbstmordrate unter Jugendlichen steigt in allen westlichen Ländern kontinuierlich. Die Ausnahme: Deutschland. Nach Layard ist dafür das duale Ausbildungssystem verantwortlich. Ein System, das den Einzelnen in der Gesellschaft verankert

Selbstverständlich ist, dass glückliche Menschen wiederum eine Bereicherung für die Ökonomie sind. Aber ab einem bestimmten Punkt beginnt ein Teufelskreis: Wer ein bestimmtes Wohlstandsniveau erreicht hat, fängt automatisch an, sich zu vergleichen, etwa mit Menschen die reicher sind. Dadurch wird der Glückszustand relativiert. Doch nur weil man mehr hat als andere, ist man nicht glücklicher. Das zeigt sich beispielsweise bei Olympischen Spielen: Die Gewinner von Bronzemedailles etwa sind glücklicher als die von Silbermedailles. Der Dritte vergleicht sich mit denen, die keine Medaille bekommen haben und freut sich. Der Zweite vergleicht sich mit dem Ersten und fragt sich, wieso er nicht die Goldmedaille gewonnen hat.

Sozialneid macht unglücklich. Glücklich wird man durch soziale Integration, durch den Partner, Freunde oder Verwandte, nicht durch Besitz. Wer zuviel arbeitet um des Glückes willen vernachlässigt seine sozialen Bindungen - und wird wieder unglücklich. Nur wenn sich Arbeit und Privatleben im Gleichgewicht befinden, gibt es eine Aussicht auf Glück - in Europa eben mehr als in Amerika. Richard Layard fordert den Staat auf, Bedingungen zu schaffen, die den Bürgern ein glückliches Leben ermöglichen. Soziale Bindungen auf sicherer Lebensgrundlage stehen also an erster Stelle, wenn es um die Zukunft der Gesellschaft geht. Glück ist keine Glückssache, soviel steht fest. Und Geld macht nicht glücklich, es beruhigt nur ungemein. Warum rechnet sich eine glückliche Gesellschaft besser als eine reiche?

Quelle:

<http://www.3sat.de/3sat.php?http://www.3sat.de/kulturzeit/themen/78122/index.html>
(am 10.11.2007)

6.4 Ranking der *World Database of Happiness*:

AVERAGE HAPPINESS IN 95 NATIONS 1995-2005

How much people enjoy their life-as-a-whole on scale 0 to 10

<i>Top</i> > 7,7		<i>Middle range</i> ± 6,0		<i>Bottom</i> <4	
Denmark	8,2	Phillipines	6,4	Armenia	3,7
Switzerland	8,1	India	6,2	Ukraine	3,6
Austria	8,0	Iran	6,0	Modova	3,5
Iceland	7,8	Poland	5,9	Zimbabwe	3,3
Finland	7,7	South Korea	5,8	Tanzania	3,2

Quelle:

http://worlddatabaseofhappiness.eur.nl/hap_nat/nat_fp.htm
(am 10.11.2007)

Fußnoten:

-
- ⁱ Heuser, Uwe Jean in „Schneller? Reicher? Glücklicher!“ in DIE ZEIT Nr.28 vom 5.7.2007, Seite 22
- ⁱⁱ Marianne Oertl in „Die neue Wissenschaft vom Glück“ in P.M. – Welt des Wissens (März 2007), Seite 24
- ⁱⁱⁱ David Lykken in P.M. – Welt des Wissens (s.o.), Seite 26
- ^{iv} David Lykken in P.M. – Welt des Wissens (s.o.), Seite 26
- ^v Richard Easterlin in DIE ZEIT Nr.28 (s.o.), Seite 21
- ^{vi} Internet: <http://www.sueddeutsche.de/panorama/artikel/622/44578> am 19.10.2007
- ^{vii} Internet: http://www.efg-hohenstauffen.de/downloads/tabellen/scheidungen_eheschliessungen.htm am 10.10.2007
- ^{viii} Zitat nach Albert Schweizer
- ^{ix} Richard Layard, in P.M. – Welt des Wissens (s.o.), Seite 24
- ^x Schulgesetz für Baden-Württemberg in der Fassung vom 1.8.1983, zuletzt geändert am 11.10.,2005
- ^{xi} Marielle Righini in Le nouvel observateur (Auszug aus Nouveaux Horizons, Ernst-Klett-Verlag 1988, S.86)
- ^{xii} Studie in P.M. – Welt des Wissens (s.o.), Seite 32
- ^{xiii} Heuser, Uwe-Jean in DIE ZEIT Nr. 28 (s.o.), Seite 22 (Artikel: Wie West und Ost sich unterscheiden.)
- ^{xiv} Bruno S. Frey in P.M. – Welt des Wissens (s.o.), Seite 30
- ^{xv} Internet: World database of happiness: www.worlddatabaseofhappiness.eur.nl/hap_nat/nat_fp.htm am 24.10.2007
- ^{xvi} Dieter Rilling in der Stuttgarter Zeitung Nr. 256 vom 6.11.2007, Seite 8
- ^{xvii} Gert Wagner in DIE ZEIT Nr. 28 (s.o.), Seite 22
- ^{xviii} Internet: www.spiegel.de/unispiegel/jobundberuf/0,1518,306425.html am 10.10.2007
- ^{xix} Richard Layard: Glückliche Gesellschaft. Kurswechsel für Politik und Wirtschaft, Campus Verlag 2005, S. 63
- ^{xx} Sir Karl Popper in DIE ZEIT Nr. 28 (s.o.), Seite 23
- ^{xxi} Vgl. Marianne Oertl in P.M. – Welt des Wissens (s.o.), Seite 25
- ^{xxii} Sir Karl Popper in DIE ZEIT Nr. 28 (s.o.), Seite 23
- ^{xxiii} Ebenda

Quellenverzeichnis:

- Heuser, Uwe-Jean: *Schneller? Reicher? Glücklicher!* In DIE ZEIT Nr. 28 vom 5.7.2007
- Layard, Richard: *Die glückliche Gesellschaft. Kurswechsel für Politik und Wirtschaft*, Campus Verlag, März 2005 (1.Auflage)
- Oertl, Marianne: *Die neue Wissenschaft vom Glück* in P.M. – Welt des Wissens (März 2007)
- Rilling, Dieter: *Armut lässt sich überwinden* in der Stuttgarter Zeitung Nr.256 vom 6.11.2007
- Schmid, Wilhelm: *Glück – Alles, was Sie darüber wissen müssen und warum es nicht das wichtigste im Leben ist.*, Insel Frankfurt, 2001 (1.Auflage)
- Seligman, Martin: *Der Glücks-Faktor*, Lübbe Verlag, Februar 2005 (3.Auflage)